

JAMES BOWEN

Bob, der Streuner

Die Geschichte einer außergewöhnlichen Katze



BASTEI ENTERTAINMENT 

überquerte.

»Okay, Bob, bis hierher und nicht weiter«, beschwor ich ihn und setzte ihn an der Bushaltestelle wieder auf den Gehweg.

Ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen, verschwand er in der Menschenmenge. *Vielleicht habe ich ihn heute wirklich zum letzten Mal gesehen*, dachte ich noch.

Dann kam der Bus. Einer dieser altmodischen roten Doppeldecker, auf die man hinten aufspringen kann. Als ich durch den Bus nach hinten ging, um mich in die letzte Reihe zu setzen, sah ich draußen ein rotes Fell aufblitzen. Ehe ich mich versah, war Bob in den Bus gesprungen und hatte es sich wie selbstverständlich auf dem Sitz neben mir gemütlich gemacht.

Fassungslos starrte ich ihn an. Es war der Moment, in dem ich es endlich begriff: *Diese Katze werde ich nie mehr los*.

»Okay«, gab ich mich lachend geschlagen und klopfte mir einladend auf die Oberschenkel. »Komm schon her!«

Bob sprang sofort auf meinen Schoß. Als die Kontrolleurin, eine Frohnatur aus der Karibik, vorbeikam, schenkte sie zuerst Bob und dann auch mir ein strahlendes Lächeln.

»Ist das Ihrer?«, fragte sie.

»Sieht so aus«, gab ich grinsend zurück.



In der nächsten Dreiviertelstunde saß Bob brav auf dem Sitz neben mir und drückte sich sein Näschen am Fenster platt. Fasziniert beobachtete er all die Autos, Radfahrer, Lastwagen und Fußgänger, die am Bus vorbeizogen. Bestimmt ein ungewohntes Schauspiel für eine Katze, aber Bob blieb cool wie immer.

Nur das hysterische Sirenengeheul von Polizei, Feuerwehr oder Krankenwagen im Einsatz war ihm unheimlich. Wenn ein solcher Wagen zu nah am Bus vorbeirauschte, schreckte er vom Fenster zurück und drückte sich schutzsuchend an mich.

»Davor brauchst du dich nicht zu fürchten, Bob«, flüsterte ich ihm zu und kralte ihm beruhigend den Nacken. »So hört es sich in der Londoner Innenstadt immer an. Daran mußt du dich gewöhnen.«

Irgendwie wusste ich, dass dies nicht unsere letzte gemeinsame Busfahrt sein würde. Er hatte sich auf leisen Pfoten in mein Leben geschlichen, um zu bleiben.



Kapitel 6

Im Mittelpunkt

Wir stiegen an der U-Bahn-Station Tottenham Court Road aus. In einer Manteltasche hatte ich noch die selbstgebastelte Schuhbänderleine. Ich legte sie Bob um den Hals, damit er mir bloß nicht verloren ging. Schließlich war Bob dieses Getümmel nicht gewöhnt. Er könnte sich verlaufen oder im schlimmsten Fall von einem der Busse oder schwarzen Taxis überfahren werden, die zwischen dem U-Bahnhof und der Oxford Street, einer der beliebtesten Einkaufsstraßen Londons, hin- und herpendelten.

Die überfüllte Innenstadt von London war für Bob dann doch etwas zu viel. Wir mussten uns durch Massen von Touristen und Leuten auf Shoppingtour einen Weg bahnen, und er fühlte sich dabei sichtlich unwohl. Also beschloss ich, über die ruhigeren Nebenstraßen nach Covent Garden zu laufen.

»Na komm, Bob, raus aus diesem Gewühl«, versuchte ich ihn zu ermutigen.

Aber es half nichts, er fühlte sich immer noch unbehaglich und gab mir mit flehenden Blicken zu verstehen, dass er auf meine Schulter wollte.

»Also gut, aber lass das nicht zur Gewohnheit werden, hörst du?«, gab ich schließlich nach. Ich setzte ihn, wie beim Überqueren der Tottenham High Road, wieder auf meine Schulter.

Schnell hatte er eine bequeme Position mit gutem Ausblick gefunden: Er thronte da oben wie ein kleiner Pirat im Aussichtskorb seines Schiffes. Ich kam mir vor wie Long John Silver oder Captain Hook, nur hatte ich statt eines Papageis einen Kater auf der Schulter. Den ganzen Weg bis Covent Garden spürte ich sein leichtes Schnurren an meinem Hals.

Schon bald machte ich mir keine Gedanken mehr um den Kater auf meiner Schulter, sondern um den Arbeitstag, der vor mir lag: Würde das Wetter in den nächsten fünf Stunden halten? Wie werden die Covent-Garden-Besucher mich heute aufnehmen? Wie lange würde ich spielen müssen, um die zwanzig bis dreißig Pfund zu verdienen, die ich – und nun auch Bob – für die nächsten Tage dringend brauchten? Am Vortag hatte es fast fünf Stunden gedauert.

Während ich so vor mich hingrübte, merkte ich plötzlich, dass etwas anders war als sonst.

Normalerweise wurde ich auf der Straße von niemandem beachtet. Ich war nur einer von vielen Straßenmusikern in London und dadurch für meine Mitmenschen unsichtbar. Niemand würdigte mich eines Blickes. Aber als ich an diesem frühen Nachmittag die Neal

Street entlangging, wurde ich von den anderen Passanten auf einmal wahrgenommen – genauer gesagt: Bob wurde wahrgenommen.

Manche Leute starrten uns irritiert an. Ich nahm das keinem übel, denn so als Paar waren Bob und ich sogar im verrückten London kein alltäglicher Anblick: ein großer, langhaariger Kerl mit einem roten Kater auf der Schulter. Den meisten Leuten zauberte Bob jedoch schnell ein Lächeln ins Gesicht, und es dauerte nicht lange, bis wir zum ersten Mal angesprochen wurden.

»Ah, lasst euch ansehen«, rief eine gut gekleidete Dame aus, die mit Einkaufstüten beladen war. »Ist der schön. Darf ich ihn streicheln?«

»Aber klar doch«, antwortete ich. Noch war ich der Meinung, das würde nur dieses eine Mal passieren.

Sie ließ ihre Tüten fallen und kam mit ihrem Gesicht ganz nah an Bobs.

»Bist du aber ein hübscher Junge«, flüsterte sie ihm zu. Während sie ihn kraulte, richtete sie auch ein paar Worte an mich. »Wie brav er da auf Ihrer Schulter sitzt. So etwas sieht man nicht jeden Tag. Er hat großes Vertrauen zu Ihnen, nicht wahr?«

Kaum hatten wir uns von der Dame verabschiedet, sprachen uns zwei Teenager aus Schweden an.

»Wie heißt er?«, wollten sie wissen. »Und dürfen wir ein Foto von ihm machen?« Ich nickte, woraufhin die beiden gleich wild drauflosknipsten.

»Er heißt Bob«, sagte ich.

»Ah, Bob. Cool.«

Nach ein paar Minuten entschuldigte ich mich höflich, um weitergehen zu können. Mein Ziel war das Ende der Neal Street in Richtung Long Acre. Aber wir kamen kaum voran. Drei Schritte gehen, und schon wurden wir wieder von jemandem aufgehalten, der mit Bob reden oder ihn streicheln wollte. Es war nicht zu fassen. Normalerweise brauchte ich von der Bushaltestelle bis zu meinem Stammplatz in Covent Garden zehn Minuten. An diesem Tag kamen wir mit einer geschlagenen Stunde Verspätung an.

Na, vielen Dank, Bob. Meinen üblichen Tagesverdienst kann ich für heute wohl vergessen, dachte ich und fand das gar nicht lustig. Wenn er mich so viel Zeit kostete, konnte ich ihn in Zukunft nicht mehr mitnehmen.

Aber ich wurde schnell eines Besseren belehrt.

Damals hatte ich bereits eineinhalb Jahre als Straßenmusiker in Covent Garden gearbeitet. Täglich von etwa zwei Uhr nachmittags bis acht Uhr abends. Am Wochenende fing ich früher an und nahm das Mittagsgeschäft mit. Donnerstag, Freitag und Samstag arbeitete ich meist bis spät in die Nacht, weil da auch die Londoner nach Covent Garden kamen, um sich dort mit Freunden zu treffen oder ins Pub zu gehen.

An diesen Abenden lief ich die letzten Stunden von Pub zu Pub und machte Musik für die Leute, die draußen saßen. Im Sommer war das ein einträgliches, aber auch ziemlich riskantes Geschäft. Manche Leute fühlten sich von mir belästigt. Sie wurden ausfallend und beleidigend, aber daran hatte ich mich gewöhnt. Zum Glück gab es auch genug Leute, die sich über meine Musik freuten und mir dafür gerne etwas Kleingeld zusteckten.

Für uns Straßenkünstler gab es eine amtliche Regelung der Stadtverwaltung, wer in welchem Teil von Covent Garden arbeiten durfte. Die Musiker durften in der Nähe des

Royal Opera House und der Bow Street spielen, die Jongleure und Straßenkünstler hatten die Westseite der Piazza zugeteilt bekommen. In der James Street durften die menschlichen Statuen herumstehen, aber meistens war dort keiner. Deshalb hatte ich sie zu meinem Revier auserkoren. Es bestand zwar immer die Gefahr, von den Kontrolleuren der Stadt, die wir »Covent Guardians« nannten, in die Bow Street zu den anderen Straßenmusikern verwiesen zu werden, aber das war es mir wert. Dort kamen einfach immer so viele Leute aus der U-Bahn, dass es schon reichte, wenn mir nur einer von tausend etwas in den Gitarrenkasten warf.

Als wir endlich an meinem Stammplatz angekommen waren, peilte ich die Lage. Es war kein Covent Guardian in Sicht. Ich setzte Bob auf dem Gehweg ab, sicherheitshalber ganz hinten an der Mauer, öffnete den Reißverschluss meiner Gitarrentasche, zog meine Jacke aus und begann, meine Gitarre zu stimmen.

Ein paar Leute verlangsamten ihren Schritt und warfen Münzen in meine Gitarrentasche, noch bevor ich auch nur einen Ton gespielt hatte. *Wie großzügig*, dachte ich überrascht.

Dann hörte ich eine männliche Stimme hinter mir: »Hey, coole Katze!«

Ich drehte mich um und sah einen jungen Mann in Jeans und T-Shirt, der mir das »Daumen-hoch«-Zeichen zeigte, bevor er grinsend weiterging.

Verdutzt sah ich mich nach Bob um. Er hatte es sich mitten in meiner aufgeschlagenen Gitarrentasche gemütlich gemacht und sich zu einem kuscheligen Fellknäuel zusammengerollt. Ich wusste zwar, dass er ein Herzensbrecher war, aber das war einfach verboten süß.



Kapitel 7

Teamwork

Als Teenager in Australien habe ich mir selbst Gitarre spielen beigebracht. Freunde zeigten mir die nötigen Griffe, und ich übte dann so lange, bis ich es konnte. Meine erste Gitarre bekam ich mit fünfzehn oder sechzehn. Das ist eigentlich schon ziemlich spät, um ein Instrument zu erlernen, aber damals hatte ich gerade Jimi Hendrix entdeckt und wollte unbedingt so gut werden wie er.

Die Songs, die ich als Straßenmusiker gerne spielte, gehörten alle zu meinen Lieblingsliedern: Nirvana, Bob Dylan und ein paar Titel von Johnny Cash. Am besten kam allerdings »Wonderwall« von Oasis beim Publikum an, besonders, wenn ich abends die Pubs abklapperte.

Als ich an diesem Tag endlich anfang zu spielen, blieb eine Gruppe Jugendlicher vor uns stehen. Sie trugen alle brasilianische Fußballtrikots und sprachen portugiesisch. Ein Mädchen beugte sich zu Bob hinunter und streichelte ihn.

»Ah, gato bonito«, sagte sie.

»Sie sagt, du hast eine wunderschöne Katze«, übersetzte ein Junge für mich.

Sofort blieben auch andere Passanten stehen, um zu sehen, was da los war. Mindestens sechs der jungen Brasilianer und auch viele andere Leute fingen an, in ihren Taschen zu kramen. Es regnete geradezu Münzen in meine Gitarrentasche.

Mit einem breiten Grinsen entschuldigte ich mich bei meinem rotpelzigen Freund: »Sieht aus, als wärest du doch kein so schlechter Begleiter, Bob. In Zukunft darfst du jederzeit gerne mitkommen!«

Da seine Anwesenheit nicht geplant war, hatte ich kein Futter für ihn dabei. Ich fand nur eine halbe Tüte seiner Lieblingsnacks im Rucksack. Ich teilte sie gut ein und spendierte ihm immer mal wieder einzelne Bröckchen. Auf eine richtige Mahlzeit musste er eben genauso warten wie ich.

Gegen Abend wurde das Gedränge auf der James Street immer dichter. Leute eilten zur U-Bahn, um nach Hause zu fahren, oder sie kamen an, um im West End auszugehen. Immer mehr Menschen verlangsamten ihren Schritt und bäugten Bob neugierig.

Es wurde schon dunkel, als eine ältere Dame stehen blieb und uns ansprach.

»Wie lange haben Sie ihn schon?«, wollte sie wissen und bückte sich, um Bob zu streicheln.

»Ach, erst seit ein paar Wochen«, antwortete ich. »Wir haben uns zufällig gefunden.«

»Zufällig gefunden? Das klingt aber interessant.«